

Carola Eschenbach

Reflexionen



Studium der Informatik an der Universität Hamburg. Diplom 1988. Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt *Gruppierungs- und Abgrenzungsprozesse* im DFG Schwerpunktprogramm *Kognitive Linguistik*. Promotion 1993: „Zählangaben – Maßangaben. Bedeutung und konzeptuelle Interpretation von Numeralia“. Wissenschaftliche Mitarbeiterin, wissenschaftliche Assistentin, akademische Rätin am FB Informatik der Universität Hamburg. In der Promotionszeit Kollegiatin, später Mitglied im Graduiertenkolleg *Kognitionswissenschaft*. Projekt *Axiomatik räumlicher Konzepte* im DFG Schwerpunktprogramm *Raumkognition* (gemeinsam mit C. Habel; Laufzeit 1996–2002). Forschungsschwerpunkte: Formale Semantik natürlicher Sprache, Geometrische Modellierung räumlicher Konzepte, Ontologische Vorannahmen formaler Repräsentationen. – Adresse: FB Informatik, Universität Hamburg, Vogt-Kölln-Str. 30, 22527 Hamburg.

E-Mail: eschenbach@informatik.uni-hamburg.de.

Gibt es eigentlich irgendetwas über das Wissenschaftskolleg zu sagen oder zu schreiben, was nicht schon häufig und viel besser dargestellt wurde, als ich es kann? Nein, wohl kaum. Und dennoch: Mein Jahr am Wissenschaftskolleg war eine spannende, inhaltsreiche und intensive Zeit.

Kurz zu meinen persönlichen Rahmenbedingungen: Da mein Mann in Hamburg bleiben musste, blieb uns nur das wochenendliche Pendeln. Die Reise Berlin–Hamburg–Berlin habe ich somit häufig gemacht; gut, dass die Reisezeit mittlerweile erträglich ist. Im Frühjahr zeigte sich mir, dass ich Berlin verkannt hatte: In den Herbst- und Wintermonaten war die Stadt Berlin für mich eng mit Dunkelheit verknüpft. Doch plötzlich reiste ich bei Helligkeit, dann kam ich sogar am Sonntagabend im hellen und warmen Berlin an, die Berliner bummelten noch über den Ku’damm, während ich mit

dem Bus gen Wallotstraße fuhr. Reiste ich nicht, so kam mein Mann. Am Samstagabend wurde dann in der schönen Küche im Keller der Villa Jaffé gekocht. Häufiger kochten und aßen wir mit anderen Bewohnern der Villa Jaffé zusammen, zunächst mit Gerhard Neuweiler, später auch mit Somdatta Sinha, und es kamen weitere Kollegen dazu.

War es Zufall, dass es vorwiegend Naturwissenschaftler waren, die sich hier trafen? Nun ja, ob eine Informatikerin mit linguistischem Forschungsschwerpunkt und ein Diplom-Mathematiker mit Promotion in der Linguistik und Habilitation in der Informatik, der aber eigentlich Kognitionswissenschaftler ist, als Naturwissenschaftler gelten können, sei dahingestellt. Im Kolleg galt ich sowieso als Biologin. Diese Adellung verdanke ich meiner Mitgliedschaft in der Schwerpunktgruppe „Raumkognition“, zu der tatsächlich ein Biologe (Hans-Ulrich Schnitzler) und ansonsten noch eine Psychologin (Cynthia Moss) gehörten. Wohl deswegen, weil Cynthia Moss und Hans-Ulrich Schnitzler über Fledermäuse arbeiteten, entstand im Kolleg der Eindruck, dass wir eine biologische Arbeitsgruppe wären. Unser gemeinsames Interesse lag im Bereich der menschlichen und tierischen Informationsverarbeitung mit räumlichem Gehalt. Und dies beinhaltet aus der Perspektive der Fledermausforschung die Wahrnehmung des Raumes, das Raumgedächtnis und das räumliche Verhalten (etwa Navigation und Jagd). Für mich liegt der Schwerpunkt auf räumlicher Sprache (der natürlichen Sprache, aber auch der formalen Sprachen für die Repräsentation räumlichen Wissens) und der Modellierung von Bedeutungsbeiträgen einzelner Wörter wie „rechts“, „links“, „vor“, „hinter“, „über“ und „unter“ zu einem Satz.

Bei unseren regelmäßigen Treffen am Anfang des Kollegjahres diskutierten wir intensiv über räumliches Wissen, räumliche Konzepte und räumliches Verhalten. Jede(r) wurde in die Mangel genommen und musste seine (ihre) Positionen und Ideen immer wieder neu formulieren und damit besser vermitteln, aber auch für sich selbst klären. Diese Diskussionen dienten insbesondere der Vorbereitung eines Workshops, der unter Beteiligung Kolleg-externer Wissenschaftler im Februar stattfand. Auch in diesem Workshop war der Diskussion viel Zeit gewidmet. Für mich waren diese Diskussionen ausgesprochen anregend, denn sie ermöglichten mir einen kleinen Einblick in das Problem, mit Geschöpfen zu arbeiten, die man nicht über ihre Wahrnehmungen und Strategien direkt befragen kann.

Dass wir uns danach nur noch seltener zu intensiveren Diskussionen in der Dreiergruppe trafen, hat verschiedene Gründe. Eine wesentliche Rolle spielte sicherlich, dass der Unterschied zwischen Fragen zur menschlichen Kommunikation über Raum und zur Raumorientierung der Fledermäuse zu groß ist, als dass sich damit ein gemeinsames Forschungsanliegen formulieren ließe. Die Fruchtbarkeit unserer Diskussionen lag entsprechend auf einem generelleren Niveau (Was ist eine Landmarke? Welche Rolle spielt das räumliche Gedächtnis für unterschiedliche Verhalten?) und mein Bestehen in diesen disziplinenübergreifenden Diskussionen verdankte ich weniger meinem Wissen über räumliche Sprache als meinen Erfahrungen in der Diskussion mit Experimentalpsychologen. Auf die Arbeit an meinen Aufsätzen, die in dieser Zeit fertig gestellt wurden, neu entstanden oder begonnen wurden, hatten diese Diskussionen daher nur geringen Einfluss. Als das Frühjahr kam und uns allen die Kürze der noch verbleibenden Zeit im Wissenschaftskolleg immer deutlicher wurde, konzentrierten wir uns auf die Produktion von Spezifischem und insbesondere Schriftlichem.

Die anfänglichen Diskussionen im Kreis der Raumkognition, aber auch die Gespräche mit den anderen Fellows und ihren Partnern und Partnerinnen, spielten aber eine große Rolle für mich, als es um die Vorbereitung meines Kolloquiumsvortrags ging. Die Vermittlung der eigenen Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse in diesem heterogenen Kreis war für viele von uns eine enorme Herausforderung. Mit einem gewissen Neid blickten einige wohl auf die Biologen, die in dynamischen Power-Point-Präsentationen mit Bildern von Tieren und Filmen, die das Verhalten der Tiere demonstrierten, den Zugang zu den Themen erleichtern konnten. Relativ schnell wurde mir deutlich, dass ich hier einen ganz anderen Vortrag halten muss, als ich gewohnt bin. Auf Filme konnte (und wollte) ich dabei nicht zurückgreifen.

Wie kann ich mein Thema den Beteiligten des Wissenschaftskollegs nahe bringen? Diese Frage stellte sich jeder und jedem von uns von Beginn der Kollegszeit an. Die entscheidende Anregung gab mir Robert Wade, auch ein Bewohner der Villa Jaffé. In einer der ersten Wochen wies er mich auf einen Artikel mit dem Thema „Warum vertauscht ein Spiegel links und rechts, aber nicht oben und unten?“ hin. Diese Frage haben sich übrigens seit mehreren hundert Jahren Vertreter verschiedener Disziplinen immer wieder von neuem gestellt. Ich antwortete direkt: „Ein Spiegel vertauscht weder das eine noch das andere.“ Aber natürlich war es für mich auch nicht das erste Mal, dass ich mit dieser Frage konfrontiert war. Nach ein paar

Wochen wurde mir deutlich, wie geeignet diese Frage ist, um einige wichtige Aspekte der Raumkognition und des Sprechens über Raum zu beleuchten, und ich entschied mich, sie als Vortragstitel zu wählen. Ich konnte nur hoffen, dass nicht alle so wie ich reagieren würden. In der Tat erhielt ich nur von einem Fellow vor dem Vortrag einen Bericht über Selbstexperimente vor dem Spiegel, und mir wurde – auf meine Bitte hin – Stillschweigen über die Ergebnisse zugesichert.

Die Diskussion der Spiegel-Frage und verschiedene Antworten findet man leicht in der Literatur und inzwischen auch im Internet. Deshalb möchte ich hier nicht auf die Lösung eingehen, die ich im Kolloquium vorgestellt habe. Die Frage diente mir im Wesentlichen auch nur als Aufhänger, um über den Gebrauch von Ausdrücken wie „links“, „rechts“, „oben“, „unten“, „vorne“ und „hinten“ ihre Kontextabhängigkeit, aber auch ihre systematischen Beiträge zur Bedeutung eines Satzes reden zu können. Wie viel von diesem Inhalt bei den Zuhörern ankam, vermag ich natürlich nicht zu sagen. Sicher ist nur eins: Es gibt hier trotz meines Vortrags noch Personen, die meine Antwort auf die Spiegel-Frage nicht akzeptierten.

Die Kolloquiumsvorträge und Diskussionen – insbesondere beim anschließenden Mittagstisch – zeigten mir die unterschiedlichen Präsentationsformen, Denkmuster und Diskussionsstile der hier versammelten Disziplinen in einer neuen Deutlichkeit. Auch vor meiner Zeit am Kolleg hatte ich schon intensive Kontakte mit anderen Disziplinen, die sich am gemeinsamen Interesse an der menschlichen Kognition orientierten. Im Wissenschaftskolleg traf ich nun auf ein breiteres Spektrum von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern anderer Disziplinen, die nicht nur mit ganz anderen Methoden, sondern auch an ganz anderen Themen arbeiteten. Auch wenn einige Vorträge bei mir geradezu auf Wüstenboden fielen und fast rückstandslos versickerten, habe ich durch diese Zeit einen besseren Eindruck von den unterschiedlichen Sichtweisen auf das Wissenschaftsgeschehen von Geistes- und Naturwissenschaften erhalten. Der Profit der Interdisziplinarität des Kollegs liegt somit für mich weniger in konkreten Einflüssen auf meine eigenen Arbeiten als in einem veränderten Bild der Gesamtlandschaft der Wissenschaften.